

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 31. Januar 1901.

(Nachdruck verboten.)

Schloß favorite.

Roman von W. v. d. Lancken.

(Fortsetzung.)

Außer Clemence von Fünfkirchen als Hofdame bestand die nächste Umgebung der Erbprinzessin noch aus ihrer Oberhofmeisterin, Frau von Vielau, einer kleinen, geistig unbedeutenden, rundlichen Dame, die vergebens bemüht war, sich ihrer Gebieterin gegenüber Geltung und den Etikettenvorschriften Achtung zu verschaffen, und dem Kammerherrn, Baron von Gantenried. Letzterer, mitte der vierziger Jahre, jeder Zoll ein Cavalier von dem gelichteten Scheitel seines rothbraunen Haares bis hinab zu dem schmalen, aristokratischen Fuß, war wegen seines oft beißenden Spottes und seiner erbarmungslosen Moquanterien bei der Hofgesellschaft ebenso gefürchtet, wie diese Eigenschaften gerade dazu beitrugen, ihm das Wohlwollen der Prinzessin in hohem Grade zu sichern, ohne daß er indessen zu ihren Günstlingen gezählt wurde; er verstand es, sie durch seine Unterhaltung zu amüsiren, reizende kleine Feste zu arrangiren, die richtige Personenzahl einzuladen, zur rechten Zeit nicht zu sehen und nicht zu hören, kurz und gut, er war ein Hofmann comme il faut und zum Cavalier einer lebenslustigen Prinzessin wie geschaffen.

Mit diesen drei Personen war dieselbe nun in Steinhorst eingezogen; das Schloßchen, ein noch neuer, heiterer, eleganter Bau mit theilweiser Anlehnung an den Renaissancestil ausgeführt, erhob sich auf einer mäßigen Anhöhe inmitten reizender Blumenanlagen und alter Prachtbäume; wohlgepflegte, verschlungene Wege führten in den weiten Park mit seine Rasenflächen und lauschigen Ruheplätzen. Die Erbprinzessin bewohnte die parterre gelegenen Räume, die, ihrem Geschmack entsprechend, mit verschwenderischem Luxus ausgestattet waren; hieran schlossen sich der Speisesaal, die Zimmer der Hofdame und der Kammerfrau. Im ersten Stock befanden sich die Gemächer für die Oberhofmeisterin, für fürstliche Gäste, der Tanzsaal und ein paar Gesellschaftsräume, während die Herren in dem sogenannten „Cavalierbau“, einem einstöckigen, neben dem Schloß gelegenen Gebäude, untergebracht wurden.

So gleichmäßig einfach das Leben hier verfloß, die Fürstin schien sich dabei wohl zu fühlen, und ebenso Clemence; diese wunderte sich selbst, daß sie gar kein Verlangen trug nach den rauschenden Vergnügungen und nach der lustigen Gesellschaft, die sonst ihre stete Umgebung gebildet. Mehr wie sonst fand sie jetzt Muße zu stillem Nachdenken über sich selbst, und sie dachte so gerne an die letzten Wochen bei den Großeltern, an Gräfin Mathilde auf Lindenbrück und oft, öfter als sie wollte, an den wunderlichen, einsamen Mann auf Favorite. Peinlich berührte sie dabei nur manchmal die Erinnerung an jene unglückliche Wette; sie hatte die der Prinzessin

versprochene mündliche Beschreibung des kleinen Abenteurers in die knappste Form gekleidet und seitdem jedes Gespräch darüber vermieden; wenn sie nur auch die Erinnerung daran hätte fortschaffen können.

Ein schwüler Juli-Nachmittag lag über Steinhorst. Die Erbprinzessin hatte sich nach aufgehobener Tafel mit Clemence in den zierlichen Kiosk zurückgezogen, der mitten im Schloßgarten, von drei herrlichen Alazien umgeben, ein reizendes Buenretiro für die Siesta bot; die leichten, aus feinem Bambusrohr geflochtenen Matten vor den seitwärts befindlichen Fensteröffnungen waren herabgelassen und nur der seidne Thürvorhang zurückgeschlagen; er bewegte sich in dem warmen, kaum fühlbaren Luftzug leise hin und her; einzelne Sonnenstrahlen glitten die Steinstufen hinauf und warfen ihren Schein über die weichen Matten, die den Fußboden bedeckten. Herrliche Rosen in großen Mablaster-schalen erfüllten den Raum mit süßem, berauschemdendem Duft. Auf dem niedrigen, mit seidnen Polstern belegten Divan ruhte Katharina, den Kopf in die weichen Kissen gedrückt; mit geschlossenen Augen, halb träumend, halb wachend, gab sie sich ganz dem Gefühl behaglicher Ruhe hin; der große chinesische Fächer, ihrer herabhängenden Hand entglitten, lag am Boden, und auf der Schleppe des hellen Seidentkleides hatte es sich ein kleiner Ring Charles bequem gemacht, seitwärts, in einem niedrigen Sessel lehnte Clemence, beschäftigt, einen Blumenstrauß zu winden, sie lächelte still, fast glücklich vor sich hin. Prinzess hatte sie für den Nachmittag und Abend heurlaubt, und sie wollte nun einen Besuch in Lindenbrück machen, nach fast sechswöchentlicher Abwesenheit. Sie freute sich darauf, ob Gräfin Mathilde sehr überrascht sein würde, ob sie allein sein mochte, ob —

Sie erröthete leicht, eine kleine Falte grub sich zwischen ihre Brauen, und sie machte sich eifriger mit ihrem Strauß zu schaffen.

Das leise Knirschen des Pflasters unter raschen festen Schritten ließ sie plötzlich aufsehen, und ein kaum hörbares „Ah!“ entfloß ihren Lippen. Eine große, kräftig gebaute Männergestalt in Dragoneruniform kam geraden Wegs auf den Kiosk zu; rasch sich erhebend, flüsterte sie der Prinzessin einige Worte ins Ohr.

„Ist es möglich — Clemence — Du siehst Gespenster!“ rief die hohe Frau, sich aus ihrer bequemen Lage aufrichtend; ein Blick in den Garten überzeugte sie von der Wahrheit des Gehörten, und ein belustigtes Lächeln spielte um ihren Mund; mit den schlanken Händen leicht über Gesicht und Augen streichend, verschleuchte sie den letzten Rest des sie umfassen gehaltenen Halbschlummers und schickte sich an, dem Kommenden entgegen zu gehen — der, jetzt aufsehend, die schöne Frauengestalt am Eingang des Kiosk bemerkte und in wenigen Schritten an ihrer Seite war.

„Willkommen, tausendmal willkommen, Paul,“ rief die Prinzessin, ihm beide Hände entgegenstreckend, die er, mit mehr

Herzlichkeit als höflicher Galanterie, abwechselnd an seine von einem starken rothblonden Schnurrbart bedeckten Lippen zog.

„Sehen Sie, schönste und liebertheueste Schwägerin — ich habe Wort gehalten, die geplante Ueberraschung zur Ausführung gebracht, und wenn hier unser lebenswürdiges Fräulein von Fünfkirchen,“ er schüttelte, Clemence begrüßend, ihr die Hand, „etwas weniger scharfes Gehör hätte, — so wäre der Ueberfall als vollständig gelungen zu betrachten — nun freilich kam Leben in die Gruppe, früher, als ich gewünscht.“

Prinz lagte — nahm auf dem Divan Platz und rief dem Prinzen mit einer leichten Handbewegung an ihre Seite.

„Legen Sie ab, Paul, machen Sie es sich bequem und dann erzählen Sie uns, wie Sie ohne Sang und Klang hier eingezogen, wie Sie von der Station hierher gelangt sind.“

Der Prinz legte Mütze und Handschuh auf ein Seitentischchen schnalzte den Säbel ab und setzte sich, behaglich aufathmend, neben Katharina — während Clemence ihren früheren Platz einnahm.

„Also,“ begann er, „Kalkreuth und ich sind heut um 2 Uhr aus Helmstedt fortgeritten, der Weg ist herrlich, immer durch Felder oder Wald, und sind nach drei Stunden, wie Sie sehen, im besten Wohlfühlen auf Steinhorst angekommen. Verdammte heiß war's — aber wenn man solch Ziel,“ sein Blick suchte hier Clemence, „vor Augen hat, da achtet man dessen nicht.“

„Wie gefällt Ihnen das Schloß?“ fragte Katharina.

„Gut — es ist reizend gelegen; nur etwas einsam; Sie werden es hier nicht lange aushalten — oder giebt's gute Freunde und getreue Nachbarn?“

„O ja! die Karfenbrocks, Arnims, Waldeys und der Graf Wolfenstein.“

„Oh — der famose Einsiedler, der Mann mit der chronischen Wittventrauer“, lachte Prinz Paul und wie das immer seine Art war, wenn ihn etwas amüsirte, den Schnurrbart streichend. Clemence fühlte das Blut in ihre Wangen steigen, sie war peinlich berührt und wandte mit einer raschen Bewegung den Kopf zur Seite, ihr Erröthen zu verbergen; doch dem Prinzen war es nicht entgangen, und er deutete das nach seinem Sinn.

„Knüpft sich lustige Erinnerung für uns an den Namen Gnädigste — nicht wahr?“ rief er, sich zu ihr neigend, „famose Idee, diese Wette, und brillant gewonnen. Wie war denn diese Geschichte, erzählen Sie, ich möchte aus Ihrem eigenen schönen Munde über den Verlauf Ihres Abenteuers hören!“

„Ich bitte Euer Hoheit, mich davon zu dispensiren,“ antwortete sie zögernd, „die ganze Sache war eine Unbedachtsamkeit, die gegangen zu haben mir leid thut.“

Prinz und Prinzessin sahen erstaunt auf die Sprecherin — letztere zuckte mit einem Lächeln die Achseln.

„Ich glaube, Du bist in der Einsamkeit sentimental geworden, Clemence, ein Uebel, was ich schon im Entstehen bekämpfen muß. Du wirst daher die Geschichte nachher im Beisein von Graf Kalkreuth und Baron Gontenried dem Prinzen doch erzählen.“

In der Seele des Mädchens loderte es wie Empörung auf, mit einer heftigen, festen, stolzen Bewegung warf sie den zierlichen Kopf zurück. —

„Ich bitte — Hoheit —“

„Nichts da — Du erzählst, ich will es.“

Clemence schwieg, was sollte sie auch noch sagen? Aber Thränen des Zorns drängten sich in ihre Augen, und zum ersten mal empfand sie ihre Stellung als etwas Drückendes.

„Um Gottes Willen, keine Zwangsmaßregeln, schönste Schwägerin,“ kam ihr der Prinz in seiner Gutmüthigkeit zu Hülfe. „Hat Fräulein von Fünfkirchen mir jezt die Geschichte vorenthalten — gut — später will ich sie nicht mehr hören. Hören Sie, Gnädigste — ich will nicht — ich halte mir die Ohren zu, ich laufe in den Park — ich reite ventre à terre nach Helmstedt zurück.“

Er sagte das in seiner komisch drohenden Weise, daß beide Damen wider Willen lachen mußten und, als die Prinzessin den Vorschlag machte, nach dem Schloß zu gehen, in heiterster Stimmung dort ankamen. — Baron Gontenried, Graf Kalkreuth, der Adjutant des Prinzen, und Frau von Bielau erwarteten die hohen Herrschaften im Gartensalon, wo später musiziert und der Thee genommen wurde. Die Erfüllung von Clemences liebstem Wunsch, nach Lindenbrück zu fahren, zerfiel somit in nichts; daß es ihr so schwer werden würde, demselben zu entsagen, hatte sie nicht gedacht

Die von jezt an häufigeren Besuche des Prinzen zogen eine regere Geselligkeit im Verkehr mit den umwohnenden Adelsfamilien, auch mit Gräfin Mathilde, nach sich, und mit dem still beschaulichen Dahinleben war es vorbei. Zu den seltensten Gästen gehörte der Graf Wolfenstein, er hielt sich fern, so viel er es seinem Namen und seiner Stellung wegen konnte, und kam er, so war er einsilbig und verschlossen; weder die jugendliche Anmuth Clemences noch die sieghafte Schönheit der Prinzessin schien irgend welchen Reiz auf ihn auszuüben.

„Mein Gott,“ rief Katharina einmal in komischer Verzweiflung, „was gäbe ich darum, das Weib gefannt zu haben, das diesem Mann eine solche den Tod überdauernde Liebesleidenschaft einzuslößen imstande war. Wie denkst Du sie Dir, Clemence?“

„Ich weiß nicht, Hoheit, wir müssen einmal Gräfin Mathilde darum befragen,“ lächelte die Angeredete, „sie dürfte die Einzige sein, die uns darüber Auskunft zu geben imstande wäre.“

„Du hast Recht — bei dem nächsten Zusammentreffen werde ich den Versuch machen.“

Clemence's Herz klopfte heftiger, die Fürstin erfüllte einen unausgesprochenen und doch lang gehegten Wunsch, und sie freute sich, als drei Tage nach dieser Unterredung eine freundschaftliche Einladung an Gräfin Mathilde erging, am Sonntag Abend den Thee in Steinhorst zu trinken.

Es war ein schöner milder Sommerabend. Baron Gontenried war vom Dienst dispensirt; die Fürstin, Frau von Bielau, Clemence und Gräfin Mathilde saßen gemüthlich plaudernd im Gartensalon, durch dessen weit geöffnete Thüren die warme Abendluft hereinströmte; man hatte dies und jenes Thema berührt, als die Erbprinzessin, geschickt das Gespräch auf den Grafen Wolfenstein lenkend, wie ganz zufällig die Frage that, ob die verstorbene Gräfin ein schönes Weib gewesen sei.

Komtesse Mathilde wiegte mit einem feinen Lächeln verneinend den Kopf.

„Ein schönes Weib? Nein, Hoheit, das möchte ich nicht sagen, sie war eher ein holdes, liebevolles Kind, das mit einer fast schüchternen Zärtlichkeit zu dem Gatten aufsaß. Ihre elsenhafte Erscheinung hatte etwas Unfertiges, Unentwickeltes, und unentwickelt, ihr selbst unklar, war auch ihr ganzes Empfinden. Aber ich glaube, daß es gerade diese Hülflosigkeit und das wahrhaft reine, kindliche Gemüth waren, was meinen Neffen fesselte. Der Vergleich mit Abiome macht ihn oft ungerecht gegen andere Frauen.“

Clemence seufzte leise; unwillkürlich fiel ihr Blick in den gegenüberstehenden Spiegel und glitt nicht eben befriedigt an ihrer schönen, das vollste Ebenmaß zeigenden Gestalt hinab; wie wenig gleich sie in allem und jedem dem Bilde derjenigen, die Wolfenstein geliebt. Auch die Prinzessin hatte mit festgeschlossenen Lippen den Worten der alten Dame gelauscht, ein fast harter Zug legte sich um ihren Mund und sie fand nicht ein Wort der Entgegnung.

„Und existirt nicht ein Bild dieser geliebtesten Gattin?“ fragte sie dann plötzlich, nicht ohne bittere Ironie.

„Eins, Hoheit; es befindet sich in Favorite im Zimmer meines Neffen.“

„Also für jedes profane Auge unerreichbar?“

„Es käme auf eine Anfrage Euerer Hoheit an.“

„O nein, nein! Ich dränge mich nicht gern an die Heiligthümer anderer.“

Hiermit war das Gespräch erledigt, aber die vorausgegangene heitere Stimmung wollte sich nicht wieder finden.

Zwölf zeigte der Zeiger der Uhr, da stand Clemence von Sünstirchen, nur ein leichtes Neglige über ihr Nachtgewand geworfen, noch am offenen Fenster ihres Zimmers. Heißes, leidenschaftliches Empfinden erfüllte ihre Brust, ein Empfinden, für das sie sich selbst nicht Rechenschaft zu geben vermochte. Ein tiefes, sehnenndes Verlangen nach dem stolzen schönen Mann und ein ohnmächtiger Zorn gegen Adione, eine peinigende Eifersucht auf die Frau, die doch nie ihren Lebensweg kreuzen würde, die seit acht Jahren in der stillen Gruft der Lindenbrückener Schloßkapelle ruhte und die trotzdem unversehrt in seinem Herzen weiterlebte.

Was hatte er geliebt an ihr? Ihre Hülflosigkeit, ihr reines, kindliches Gemüth.

Das junge Mädchen schluchzte laut auf. Wie wenig fühlte sie sich in diesem Augenblick seiner Liebe würdig, wie konnte sie jemals hoffen, dieselbe zu erringen. Wie kokett, berechnend, weltklug mußte sie ihm erscheinen, wie deutlich fühlte sie, daß eine unüberbrückbare Kluft sie voneinander trennte und daß diese Kluft ausgefüllt wurde von der Erinnerung an das reine, holde, kindliche Wesen. Würde es je in ihrer Macht liegen, diesen Zauber zu lösen und ihn, der darin gefangen, dem Leben wieder zu geben?

5. Kapitel.

Graf Wolfenstein schritt, nachdem er sein Diner beendet, aus dem Eßsaal in den einsamen Garten hinaus, der Schloß Favorite umgab. Die Luft war drückend, fast gewitterschwül, kein Windhauch bewegte die Blätter der Bäume, die Blüten der Sträucher; vom ichtblauen Himmel sandte die Sonne ihre heißen Strahlen auf die weißen Göttergestalten zwischen den Taxushecken, und das leise Summen einer Biene, die verlangend einen Blumenkelch umschwärmte, war im Verein mit dem eintönigen Plätschern der Springbrunnen das einzige Geräusch, das die traumhafte Stille unterbrach.

Den leichten Strohhut auf das dunkle Haar gedrückt, die Hände auf dem Rücken verschlungen, schritt der Graf gesenkten Hauptes, in Gedanken verloren, der Neptungsgrotte zu; hier war es am einsamsten, hier fehlte selbst das Summen der Bienen; nichts Lebendiges regte sich ringsum, nur der hochaufsteigende Wasserstrahl, der immer in gleichmäßigen Zwischenräumen wieder in das Becken zurückfiel, erkönte einsörmig, einschläfernd an das Ohr des einsamen Mannes, der jetzt, tief aufseufzend, sich auf eine der Sandsteinbänke niederließ und, seinen Hut ablegend, mit ernstem, fast wehmüthigem Blick auf die im Sonnenstrahl aufblühenden und zerstäubenden Wasserperlen schaute; die erfrischende Kühle in der Grotte that ihm sichtlich wohl.

Er schloß die Augen, und so ganz von den Eindrücken der Außenwelt getrennt, verwebten sich in seinen Gedanken Vergangenheit und Gegenwart zu einem wunderbaren Bilde; er konnte es nicht wehren, daß sich neben eine zarte kindliche Gestalt, die Jahre lang sein Herz, sein ganzes einsames Dasein ausgefüllt, eine andere drängte; schön blühend, jede Bewegung, jeder Blick voll warm pulsirenden Lebens, umflossen von dem ganzen verführerischen Zauber weiblichen Liebreizes und vornehm-anmüthiger Koketterie, die ihm Herz und Sinn gefangen genommen seit jenem ersten Begegnen hier in Favorite, die ihn, er fühlte es deutlich, fester und fester an sich kettete, so sehr er sich auch gestraubt, so sehr er sein Empfinden auch äußerlich verbarg, so sehr er ihre Nähe mied, in die es ihn doch immer wieder mit fast unwiderstehlicher Gewalt zwang, in ihre Nähe, um zu sehen, wie ein fürstlicher Verehrer hegehrlich die Hand ausstreckte nach der schönen, liebreizenden Menschenblume. —

Der Graf sprang auf, ein wildes Gefühl der Eifersucht überkam ihn, ein Verlangen, die Arme auszubreiten und sie an seine Brust zu drücken, ihr zu sagen, daß er sie liebe, daß —

Sein Blick fiel auf den Eingang der Grotte, und deutlich, ganz deutlich glaubte er sie vor sich zu sehen — Adione, sein Weib;

die langen, schwarzen Zöpfe fielen über die Schultern den Rücken hinab, das weiße, schlichte Kleid umhüllte ihre zierliche, schwächliche Gestalt, und die tiefdunklen Augen sahen ihn an mit jenem Blick, so unsagbar traurig und doch so unendlich zärtlich, und wie ein Verbrechen, wie ein Treubruch erschien ihm jenes heiße Begehren, das eben noch sein Herz erfüllte, jener Gedanke an die — andere. Warum hatte sie nach Favorite kommen müssen, warum hatte er sie zu dieser Grotte geführt, daß sich ihr Bild jetzt immer und immer neben das der Todten drängte!

Rasch sich nähernde Schritte riefen ihn in die Wirklichkeit zurück, und aus der Grotte heraustretend, bemerkte er seinen Kammerdiener, der ihm eilig entgegenlief. — Wolfenstein runzelte die Stirn, es mußte sich um Wichtiges handeln, da die Dienerschaft strengen Befehl hatte, ihn nur dann um diese Zeit zu stören.

„Ihre Hoheit, die Frau Erbprinzessin, Prinz Paul und Gefolge sind soeben in den Schloßhof geritten.“

Der Graf hatte ein Gefühl, als ob sich alles Blut in seinem Herzen dränge, Zorn und doch ein geheimes Gefühl der Freude stritten in seiner Brust.

„Sind die Herrschaften abgestiegen?“ fragte er, so rasch vorwärts eilend, daß der Diener ihm kaum zu folgen vermochte.

„Nein — die Frau Erbprinzessin wünschte nur den Herrn Grafen zu sprechen.“

„Gut — gut!“

Vor dem Schloß hielt die ganze Kavalkade, Prinzess, Katharina, Clemence, Prinz Paul, Graf Ralkreuth und Baron von Montenried — seitwärts ein herzoglicher Reitknecht.

„Wenn der Prophet nicht zum Berge kommt, so kommt der Berg zum Propheten,“ rief die Erbprinzessin lachend, dem Grafen die Hand reichend, die dieser ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte.

„Dieser Besuch ist eine ebenso hohe als unverdiente Ehre für mich.“

„Seien Sie ehrlich, lieber Wolfenstein,“ fiel der Prinz ein „und sagen Sie getrost, unwillkommene Ehre, denn Sie werden uns doch nicht weis machen wollen, daß Sie sich dieses Ueberfalls freuen.“

„Hoheit — — —“

„Keine Phrasen, bitte, bitte,“ rief Katharina, „wir sind auch gar nicht in der bösen Absicht gekommen, uns als Gäste aufzudrängen, sondern wir wollen Sie einfach entführen. Ja, allen Ernstes, wir wollen die Ruine Wolfsburg besuchen und bitten um Ihre Begleitung. Eingewilligt?“

„Ganz zu Euer Hoheit Befehl, indessen erbitte ich mir doch die Günst, Euer Hoheit wenigstens für kurze Zeit unter meinem Dache als Gast willkommen heißen zu dürfen.“

Er sagte das kühl, höflich, seine Augen suchten in flüchtigem Aufblicken Clemence und begegneten den ihren, nur sekundenlang hasteten sie ineinander, und doch war es der Prinzessin nicht entgangen.

„Nein, ich danke Ihnen, Graf,“ sagte sie fast rauh, „wir reiten langsam voraus — Graf Ralkreuth kennt den Weg. Also — à revoir.“

Sie winkte grüßend mit der Gerte und wandte langsam ihr Pferd; Wolfenstein trat, ohne ein Wort zu sagen, mit tiefer Verbeugung zurück, erst als Clemence an ihm vorüber ritt, sah er auf, sie erröthete und wieder trafen sich ihre Blicke, in demselben Moment aber sah die Prinzessin noch einmal grüßend zurück.

Erst als die kleine Gesellschaft seinen Blicken entschwunden, trat der Graf ins Schloß, gab Befehl, das Pferd zu satteln, kleidete sich um und folgte dann in gestrecktem Galopp. Im stillen Walde holte er sie ein und sah gerade noch, wie Prinz Paul ein grünes Zweiglein vom Baum brach und Clemence reichte, die es an ihrer Brust befestigte, heftig drückte er seinem Pferde die Sporen in die Flanken und war mit ein paar gewaltigen Sähen an ihrer Seite; Prinzess ritt zwischen dem Grafen Ralkreuth und Baron Montenried

voraus, so konnte er sie zuerst begrüßen. Clemence erschrak vor dem flammenden Blick seiner dunklen Augen, in denen sich ihr plöblich all die so lange unterdrückte Leidenschaft offenbarte, die seine Brust erfüllte und die ihr Herz in ahnungsvollem Bangen und wonnevollem Hoffen erbeben ließ.

Die Etikette befahl ihm jetzt, neben der Prinzessin zu reiten; die ihn mit einem verführerischen Lächeln willkommen hieß, es entging ihr nicht, daß er zerstreut und unaufmerksam und seltsam erregt war. Ein Wahrzeichen längst vergangener Tage, erhob sich inmitten im Walde, auf einer von Wallgräben umgebenen Anhöhe die Ruine der alten Wolfsburg. Nicht viel mehr war von der einst starken Befestigung übrig geblieben. Dem Zahn der Zeit, der seit Jahrhunderten ungestört daran genagt, war endlich auch die gewaltige Bauwerk zum Opfer gefallen, nur die Mauern der inneren Burg waren noch theilweise erhalten und der hohe Wartthurm, der heute just so stolz zum blauen Sommerhimmel emporragte, wie damals, wo von seiner Zinne das Horn des treuen Wächters das Nahen von Freund und Feind verkündete. Starke Stämme wilden Epheus schmiegt sich an das rauhe, verwitterte Gestein, und das frische Grün war lustig bis zur höchsten Spitze emporgeklettert; auch von den halb verfallenen Mauern und aus den leeren Fensterbögen grüßte es herab, und die langen Ranken wiegten sich anmuthig in der Luft hin und her. Auf und zwischen dem umherliegenden Steingeröll wuchsen allerlei lustig blühende bunte Blumen und grüne Gräser, einen Schimmer frischen Lebens über diese Stätte verbreitend, die doch so deutlich von irdischer Vergänglichkeit predigte. Kleine, schillernde Eidechsen lagen auf den schiefen, zerbröckelten Steintrufen der Treppe, die zu der noch in ihren Umriffen vorhandenen Bogenthür ins Innere der Burg führte; sie ließen sich behaglich von der warmen Sonne bescheinen und huschten beim Nahen der Menschen erschreckt in ihre Schlupfwinkel. Statt fröhlichen Hornrufs aber begrüßte die unerwarteten Gäste das Schreien der schwarzen Dohlegesellschaft, die sich am Wartthurm ihre Niederlassung gegründet und nun wild und verschüchtert hin- und herflatterte. — — —

Am Fuß der Anhöhe machte man Halt, und Wolfenstein durfte die Fürstin aus dem Sattel heben; sie schmiegte sich fest in seine Arme, ihr warmer Athem streifte sein Antlitz, und ihre Augen suchten die seinen, die aber in diesem Moment zum Prinzen hinüberschweiften, der eben Clemence auf die Erde gleiten ließ; von ihm unbemerkt, folgten die Augen Katharinas jener Richtung, sie biß die kleinen Zähne in die Unterlippe und ihre Finger krampften sich in die Schleppe des Reitkleides, als sie dieselbe aufhob, hoch genug, um den schmalen, in elegantem Reitstiefel steckenden Fuß zu zeigen, dann legte sie ihre Hand auf den Arm des Grafen und sie schritten, den anderen voran, zum Schloß empor.

Prinz Paul führte Clemence.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Fräulein von Fünfkirchen,“ sagte er im Weitergehen, „wollen Sie sie mir erfüllen, ja oder nein?“

„Geh ich ein bindendes Versprechen gebe, Hoheit, muß ich doch wissen, um was es sich handelt.“

Der Prinz runzelte leicht die Stirn.

„Um, Sie sind vorsichtig geworden, Gnädigste, und mißtrauisch.“

„Ihre Voraussetzung trifft nur zum Theil zu, Hoheit; mißtrauisch bin ich nicht, da ich — Gott Lob — keine unliebsamen Erfahrungen gemacht habe. Daß man aber erst eine Bitte, einen Wunsch kennen muß, ehe man ihn gewährt, ist nicht so sehr Vorsicht, als vielmehr Pflicht.“

„In keine Wortgefächte lasse ich mich grundsätzlich nie ein, am wenigsten mit Frauen — besonders mit schönen,“ setzte er leise hinzu, „also will ich Ihnen rund herausfagen, um was es sich handelt. Schenken Sie mir den kleinen Zweig, den Sie dort tragen.“

„Guer Hoheit haben ihn mir selbst gegeben,“ antwortete Clemence peinlich berührt. Sie dachte an Wolfenstein, und zum ersten male fehlte ihr ein munteres Scherzwort zur Entgegnung.

„Hat er dadurch Werth für Sie, Clemence? Darf ich das hoffen?“ flüsterte der Prinz, sich zu ihr hinabneigend, mit bebender Stimme und ihren Arm leise an sich drückend; das Herz des Mädchens pochte rascher, ein Gefühl von Angst überkam sie, das Blut stieg ihr in die Wangen und ihre Verwirrung steigerte sich, als die Prinzessin und Wolfenstein, stehen bleibend, sich nach ihnen umwandten. Ohne ihn anzusehen, fühlte sie seinen Blick und fand keine Antwort für den Prinzen; ein abermaliger sanfter Druck ihres Armes sagte ihr, daß er sich ihr Schweigen zu seinen Gunsten deute, und das machte sie nur noch beklommener.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aus der Hochstaplerwelt.

Erzählung von Adolf Höllert.

Die Sonne sendet ihren Morgengruß in purpurnen Reflexen auf den in Schauern der Ruhe und Einsamkeit dahinträumenden Hochwald, und gar bald erhebt sich ein Flüstern und Säuseln, das bis zum mächtigen Nauschen anschwillt und womit der dichte Tann, großartig beredt, den Gruß der Sonne in seiner hoheitsvollen Sprache erwidert. In breiten, rollenden Massen ballen sich, gleich ungeheueren Lawinen, die Wolken am Firmament zusammen, und weiße Nebelgebilde huschen phantastisch gruppiert wie Gespenster in langen, wallenden Talaren durch das traumverlorene Thal tief, tief unten und werfen ihre Wechselschatten auf die in bläulichen Düst gehüllte Landschaft der Niederung. Höher und immer höher steigt die Sonne, bis sie endlich siegreich den Nebelschleier zerreißt und mit ihren Blutstrahlen alles um sich her in ein Meer rosigsten Lichtes verwandelt.

Die drei städtisch gekleideten Männer hier oben, die an einer kleinen Lichtung des Waldes stehen, scheinen keinen Sinn und nicht das geringste Verständniß für diese Herrlichkeit und Schönheit der Natur zu besitzen. Sie plaudern im gedämpften Ton untereinander, als ob sie fürchteten, von einem Uneingeweihten belauscht zu werden.

Tief unten, vom Walde aus gesehen — und dahin wendeten sich ihre Blicke hauptsächlich und mit großer Beharrlichkeit — liegt ein von blühenden Linden umraushtes Gebäude, das in dieser zauberhaften Umgebung und idyllischen Ruhe wie ein Opal in einer Mooshülle daliegt. Es ist das Schloß Lindenhof, der geheimnißumwobene, weltverborgene Lieblingsaufenthalt weiland Sr. Majestät König Ludwig II. von Baiern.

Der eine von den dreien sagte plötzlich seinen Nebenmann am Arme und sagte, indem er ihm den Feldstecher gab: „Ich habe das Kennzeichen bemerkt, sieh' mal Du zu.“

„Natürlich,“ rief der Angeredete aus, „ein weißes Taschentuch im mittelften der runden Dachfenster, August,“ wandte er sich an den dritten, der eine kleine, schwarze Reisetasche in der rechten Hand trug, „überzeuge Dich auch.“ Mit diesen Worten übergab er ihm den Feldstecher.

Dieser setzte seine Reisetasche vor sich auf den Boden, ergriff das Glas und blickte eine Weile prüfend nach dem Schlosse hinunter.

„Zweifellos,“ sprach er dann zu seinen Gefährten, „Konrad winkt jetzt mit dem Tuche. Der König ist fort, laßt uns daher rasch machen.“

Mit diesen Worten öffnete er seine Reisetasche, entnahm derselben einen falschen, grauen Bart, eine weiße Perrücke, einen schädigen, talarähnlichen Rock und begann nun, sich mit vieler Geschicklichkeit zu verkleiden. Nachdem er in ganz kurzer Zeit seine Metamorphose vollendet, übergab er seine Tasche einem seiner Begleiter und verabschiedete sich mit den Worten: „Also in drei bis

vier Stunden beim Martel.“ Dann humpelte er als armer, alter Bettler den Waldweg hinunter, dem Schlosse zu.

* * *

Einige hundert Schritte von der in dämmernder Märchenpracht umflossenen unterirdischen Grotte des Lindenhofes liegt in östlicher Richtung, von einem freundlichen Hain umgeben, das „Marokkanische Haus“, von dessen vergoldeter Kuppel uns der türkische Halbmond entgegenschimmert, der uns in dieser Umgebung ganz fremdartig anmüthet. Mitten in diesem orientalischen Gemache erhebt sich ein lustig plätschernder Springbrunnen aus cararischem Marmor, der sein monotones Liedchen den kalten Marmorwänden vorsingt und die tiefe Ruhe in diesem orientalischen Dämmerleben angenehm unterbricht. Die im buntesten Farbenwechsel leuchtenden Gläserfenster werfen ihre Töne in freundlichen Reflexen auf Teppiche und Gerätschaften und brechen sich zitternd an den Wänden und dem perlenden Wasserbogen der Springslut. Die heimlichen Nischen füllen schwellende Divans aus, die Vorhänge sind von gold- und silberdurchwirkter indischer Seide, und behangen mit dem zartesten Weiß der Angora. Die Ecken sind vollgefüllt mit persischen Polstern und kostbaren Fellen, Räuchergeräthen und Gegenständen aller Art. Von faszinirender und durch den gedämpften Schein der Lampions und Ampeln geradezu märchenhafter Wirkung sind drei Pfauen in Lebensgröße, von denen jeder ein buntschillerndes, farbenprächtiges Rad schlägt. Sie sind aus vergoldeter Bronze und in Emaille hergestellt statt der Federn aber mit Perlen und a jour gefassten Edelsteinen, wie Smaragden, Beryllen, Türkisen, Zirkons, Rubinen, Topalen, Regenbogenachatn besetzt, so herrlich gruppiert und in Ton und Farbe so meisterhaft zusammengestellt, daß sie mit vollem Rechte Kunstgegenstände allerersten Ranges genannt zu werden verdienen.

Der Werth dieser drei Kunstobjekte war natürlich ein sehr hoher, aber doch nicht so immens, wie allgemein angenommen wurde. Allmählich spann sich im Volke und bei den Touristen ein förmlicher Sagenkreis um diese drei Pfauen, und es wurden Summen genannt, die geradezu ins Fabelhafte stiegen. Daß es daher manchem sehr verlockend schien, diesen kostbaren Schatz zu heben, läßt sich denken.

Vor diesem Marokkanischen Hause sehen wir einen Bedienten in schwarzer Samthose, mit rehbraunen Gamaschen, einer hochrothen Weste und weißer, hellblau gestreifter Drilllichjacke auf- und abgehen, der sich gemächlich von der Sonne bescheinen läßt, und, indem er seine beiden Hände in die Hosentaschen vergräbt, einen Gassenhauer in die frische Morgenluft hineinpfeift. Wie lange mag er wohl schon so herumflaniren? Das Promeniren scheint ihn offenbar zu langweilen, denn er wirft von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Fahrstraße, als ob er sich sehnte, zur Abwechslung einmal einen Menschen zu Gesicht zu bekommen. Oder erwartet er jemanden? Sein Wunsch soll übrigens bald in Erfüllung gehen, er vernimmt kurze, humpelnde Tritte und sieht, wie ein alter, armer Bettler mit grauem Bart und schneeweißem Haar sich dem Schloßthore nähert; demüthig zieht er seinen Hut und bittet mit zitternder Stimme um ein Almosen.

Was für ein gutes, mildthätiges Herz doch dieser Bediente besitzt! Ohne sich zu besinnen, entnimmt er seiner Börse ein größeres Geldstück und, wie zartfühlend und aufmerksam! — wickelt dasselbe in ein Blatt Papier, das er auch gleich bei der Hand hat. Dann geht er ein paar Schritte vor und wirft das Geldstück dem Bettler durch das Gitter zu. — Dieser dankt mit einem „Vergelt's Gott!“ und humpelt wieder weiter.

Der Bettler verläßt bald die staubige Landstraße und schlägt links einen Waldweg ein, der sich längs der Fahrstraße dahinzieht. Nach einer Weile bleibt er stehen, lauscht und sieht sich nach allen Seiten vorsichtig um. Als er nichts Verrätherisches und Verdächtiges wahrnimmt, faßt er nach seiner Tasche und zieht daraus das in Papier eingewickelte Geldstück hervor. Er entnimmt dem Papier die Münze, schlägt das Blatt behutsam auseinander und liest:

„Der König ist verreist. Man sagt, nach dem Bierwaldstätter-See. Ich erwarte Euch um Mitternacht am äußersten Ende des Parkes rechts. Für alles andere ist gesorgt. Konrad“.

Lächelnd steckt der Bettler das Blatt Papier wieder zu sich und murmelt: Nun, zum Martel!

* * *

Des anderen Tages — es war im Hochsommer des Jahres 1873 — befanden sich die Bewohner des Lindenhofes in einer großen Aufregung. Man machte nämlich die Entdeckung, daß aus den drei Pfauen im „Marokkanischen Haus“ sämtliche Edelsteine kunstgerecht herausgebroschen und nur die Skelette derselben zurückgelassen worden waren. Was dabei aber am überraschendsten wirkte, das war der Umstand, daß man nirgends eine Spur finden konnte, die darauf hingedeutet hätte, auf welche Weise die Diebe eingedrungen, wie sie wieder herausgekommen sind, denn die Thüren und Fenster waren ordnungsgemäß verschlossen und im Gemache selbst herrschte keinerlei Unordnung. Man stand vor einem Räthsel. Die Dienerschaft ging herum wie verloren und fürchtete des Königs Zorn.

Selbstverständlich wurde sofort die Polizei avisiert und das scharfe Auge des Kommissars entdeckte auch einen Gegenstand — einen ganz unbedeutenden Gegenstand — der aber doch vielleicht als stummer Zeuge gegen die Thäter auftreten konnte. Dieser stumme Zeuge, auf den man soviel Gewicht legte, war — ein angebranntes Zündhölzchen.

Jahr und Tag vergingen, ohne daß die Thäter eruiert wurden. Da mußte einmal an dem Dache des Schloßes eine Reparatur vorgenommen werden und der Schloß-Verwalter verfügte sich daher mit dem Baumeister nach den Bodenräumen, um dem letzteren die defekte Stelle zu zeigen und sich mit ihm dieserhalb zu besprechen. Als sie später in den Gängen des obersten Stockwerkes, in dem sich die Bedienten-Wohnungen befanden, plaudernd auf- und abwandelten und die herrliche Aussicht genossen, da — wer beschreibt das Erstaunen des Schloß-Verwalters — fand er vor der Thüre einer Bedienten-Kammer ein angebranntes Streichhölzchen, das jenem im „Marokkanischen Hause“ gefundenen in Form, Größe und Farbe vollkommen gleich.

Das erste, was der Schloß-Verwalter nach diesem wichtigen Funde that, war, daß er sich — wichtige Geschäfte vorschüßend — von dem Baumeister sogleich empfahl, das zweite, daß er nach München telegraphirte und sich seinen früheren Kriminal-Kommissar wieder verschrieb, und das dritte, daß er den Bedienten Konrad — denn dieser bewohnte die betreffende Kammer, vor der das Zündhölzchen gefunden wurde — auf das schärfste überwachen ließ.

Der Kommissar sagte dem Schloß-Verwalter sogleich auf den Kopf zu, daß niemand anders als Konrad der Thäter sei, d. h. derjenige, der seinen Spießgesellen das „Marokkanische Haus“ mittels Nachschlüssels öffnete, und er sollte Recht behalten.

Konrad, bei dem noch ein zweites Streichholz von jener Sorte gefunden wurde, verwickelte sich bei den Kreuz- und Querfragen des Kommissars in bedenkliche Widersprüche und ritt sich so fest, daß an einen Ausweg nicht mehr zu denken war. Und so gestand er denn schließlich alles ein.

Das fragliche Streichholz rührte von einem seiner Komplizen her, bei dem er stets, wenn er seine Zündhölzer zu Hause gelassen hatte, einige mitnahm, um gleich beim Eintritt in seine Kammer Licht bei der Hand zu haben. Es kam dies zwar selten vor, aber wie der Fall ja genügend bewies, doch zuweilen. Den Nachschlüssel hatte er in München anfertigen lassen und nach Gebrauch in die Tislar geworfen. Er bemerkte noch auf die Frage, wo sich die Edelsteine befänden, daß dieselben noch alle vorhanden wären, denn er hätte mit seinen Freunden beschloffen, sie erst nach 2—3 Jahren zu verkaufen, wenn niemand mehr an die ganze Geschichte dachte, um mit dem Erlöse sodann samt seinen Freunden ins Ausland zu gehen.

Er nannte dann der Reihe nach die Namen und Wohnungen seiner Kameraden, von denen man einen nach dem andern aushob und hinter Schloß und Riegel brachte.

Mit diesem Ausgange sollte man nun glauben, — und der freundliche Leser nimmt dies wahrscheinlich auch an — hätte unsere Erzählung ihren Abschluß gefunden. Dem ist aber nicht so. Wir haben noch einen jungen Mann zu erwähnen, der anscheinend mit der ganzen Sache gar nichts zu thun hat und trotzdem dabei eine große Rolle spielt.

* * *

In der Perusagasse zu München befand sich zu dieser Zeit ein Geschäft, das die Filiale einer großen Amsterdamer Diamantschleiferei bildete, und die von einem jungen Mann namens van der Welden geleitet wurde. Dieser Herr van der Welden führte ein äußerst flottes Leben und war in den Kreisen der jungen Lebemänner Münchens eine bekannte Persönlichkeit. Die bayerische Residenz war voll von dem Gerüchte, daß die Diebe, die damals in das Königsschloß Lindenhof eingebrochen waren, sich in den Händen der Polizei befänden. Man sprach darüber in dem Konzerte und dem Theater ebenso wie im Hofbräuhaus und den Zeitungen. Was Wunder also, wenn auch Herr van der Welden Kenntniß davon erhielt? Und er interessirte sich sehr für diesen Diebstahl, der das bayerische Königshaus betraf, in einer Weise, wie man dies von einem Ausländer fast nicht erwarten konnte. Das ist übrigens gleichgiltig. Es fiel nur auf, daß dieser junge Mann nach acht Tagen aus München verschwand und daß man von ihm seit dieser Zeit weder etwas sah noch hörte.

* * *

König Ludwig II. hatte befohlen, daß die Verhandlung im Geheimen durchgeführt werden sollte.

Der Gerichtstag wurde festgesetzt und die Verhandlung begann. Als Sachverständige fungirten die ersten Juweliere Münchens.

Aber groß war die Verwunderung und das Staunen der Juweliere, der Richter und Advokaten und nicht minder der Diebe und Einbräher selbst, als die ersteren einstimmig erklärten, daß sämtliche Steine unecht und gefälscht und daher auch völlig werthlos seien.

Wer war nun derjenige, der die unechten Steine geliefert hatte? Wer, der sich diese falschen Edelsteine von der bayerischen königlichen Kabinettskasse für echte bezahlen ließ und die echten, von seiner Firma gelieferten Steine zum Kurse verkaufte und sie durch falsche ersetzte?

Es war niemand anders, als jener junge Holländer, der so plötzlich aus München verduftete.

Die Diebe erhielten aber trotzdem dasselbe Strafmaß ausgemessen, als wenn die Steine echt gewesen wären.

(Nachdruck verboten.)

Die Schwiegermutter.

Humoreske von B. Nittweger.

W., d. 24. 10. 99.

Lieber Werner! Du fragst in Deinem letzten Brief zum dritten mal dringend danach, wie ich mich als nunmehr einjähriger Ehemann befinde und sehest mir damit gawissermaßen die Pistole auf die Brust. Denn antworte ich wieder nicht darauf, so siehst Du darin nicht mehr Vergesslichkeit — die Dir allerdings an Deinem alten Leibburschen eigentlich entschuldbar sein müßte — ich hatte doch stets fünf Knoten im Taschentuch und wußte nie mehr, was sie bedeuten sollten — ja also nicht mehr Vergesslichkeit würdest Du darin sehen, sondern Absicht. Und was würdest Du aus dieser Absicht schließen? Daß ich kreuzunglücklich mit meiner Frau lebe, nicht wahr? Deshalb beantworte ich heute Deine wiederholte Frage

und versichere Dir, daß ich ein sehr, sehr, ein überaus glücklicher Ehemann bin. Denn ich habe eine liebe, kluge, häusliche, tüchtige Frau — daß sie hübsch ist, weißt Du ja von der Hochzeit her — und ich liebe sie, und sie liebt mich. Also, lieber Junge, Deine Frage ist genügend beantwortet. Nur, hm, aber, na — als Ehemann bin ich sehr glücklich, versteh mich wohl, als Ehemann an sich, als Gatte meiner Gattin. Doch, da ist noch etwas — nämlich seit einem Vierteljahr lebt meine Schwiegermutter bei uns. Versteh mich nicht falsch, ich habe eine sehr gute Schwiegermutter, der besten eine, und dennoch — wenn mir etwas meinen Ehestand vergällt, so ist's eben diese gute Schwiegermutter. Wie Du das verstehen sollst? Ich sage Dir ja, sie lebt bei uns, in demselben Haus, auf derselben Etage meiner so überaus geräumigen Dienstwohnung! Sie ist an allem schuld. Wäre sie klein und eng, dann hätten wir keinen Platz für die Schwiegermutter. Aber so! Konnt' ich denn meinem geliebten Fritschen, als ihrer Mutter die Wohnung gekündigt wurde, die Bitte abschlagen, ihr zwei Zimmer bei uns einzuräumen? Die alte Frau ist so einsam, hieß es, sie hat nur mich — die Söhne sind in Amerika, wie Du weißt, und Frieda ist ein spätgeborenes Nesthäkchen — und Mama ist oft so angegriffen, und ich kann ihr soviel sein. Na ja, und so kam's. Sie ist bei uns und verbittert mir das Dasein mit ihrer Güte und Liebe! Und meinem Fritschen auch, aber die kleine Frau will sich's nicht merken lassen, natürlich!

Weißt Du, meine Schwiegermutter ist sehr gut, ich muß es wiederholen, und sie überhäuft uns mit Beweisen ihrer Dankbarkeit, seit sie bei uns wohnt. Aber diese Beweise sind entsetzlich. Mir strickt sie Socken — Socken, ich sage Dir, so dick, als seien sie für einen Aufenthalt am Nordpol berechnet, und ich liebe ganz feine seidne Strümpfe. Darüber wundert sie sich. Es ist ja ein Luxus, ich geh's zu, aber ich kann ihn mir erlauben, diesen Luxus. Was braucht sie sich zu wundern? Sie wundert sich überhaupt sehr häufig. Z. B. darüber, daß wir all' die hübschen Hochzeitsgeschenke, die silbernen Vasen, Aufsätze, Schalen u. s. w. offen stehen haben, das findet sie höchst wunderbar. Und da sie so gut ist, schenkt sie uns einen kleinen Schrank, da sollten wir alles hineinstellen, damit es sich besser hält. Der Schrank ist reizend, und Fritschen stellt natürlich, um Mama nicht zu kränken, all' die Sachen gehorsam hinein. Mama hat es so gut gemeint, so sagte sie zu mir. Na ja, aber unser Büffet hatte vorher so voll ausgelesen mit all' den hübschen Sachen, ich bin nun 'mal für so etwas. Und Fritschen sah jeden Morgen, wenn sie abstaubte, während ich meine Zeitung las, so beglückt aus, daß ich eines Tages alles wieder aufstellte und erklärte, den Schrank gebrauchte ich für meine Zigarren. Die Folge war, daß ich nach ein paar Tagen einen Zigarrenschrank von der Schwiegermutter bekam, und daß das Silber wieder verschwand. Es ist nichts zu machen. Das sind so kleine Beispiele, aber man muß sich eben dran gewöhnen, es bleibt nichts weiter übrig. Nun kennst Du das „aber“ in meinem sonst so glücklichen Ehestand.

Für heute Schluß. Höre, alter Werner, wenn Du einmal heiratest, überlege erst genau die Lebensumstände Deiner Schwiegermutter und vor allem, miethen sie eine zu große Wohnung.

Leb' wohl, in alter Freundschaft

Dein Hans.

W., d. 28. 11. 99.

Lieber Werner! Dank für Deinen freundlichen Trostbrief, mein Alter; es hat mir wohl gethan, zu sehen, daß Du immer noch regen Antheil an meinem Geschick nimmst. Du hast recht, wenn Du meinst, es sei doch kein Unglück, sich Sachen von der Schwiegermutter schenken zu lassen, die einem nicht immer gefallen und passen. Du hättest auch schon zweiundvierzig Uhrständler von Deinen zehn Cousins und Nichten. Aber das ist etwas anderes. Cousins und Nichten sind keine Schwiegermütter. Und es ist ja auch das nicht allein es giebt Schlimmeres. Meine Frau ist sehr

rücksichtsvoll, bei jedem Schritt nimmt sie Rücksicht auf „Mama.“ Und von mir verlangt sie dasselbe. Es ist schauderhaft. Plane ich einen Spaziergang, so heißt's: „Aber Hans, Du weißt doch, Mama kann nicht steigen.“ Schlage ich vor, eine Ruderpartie zu machen: „Aber Hans, wo Mama die feuchte Luft so schlecht verträgt!“ Fritschen setzt es selbstverständlich voraus, daß Mama unter allen Umständen unsere Vergnügungen theilen muß. Und Mama in ihrer großen Güte kann es nicht über's Herz bringen, uns allein gehen zu lassen.

„Ich will den Kindern den Spaß nicht verderben,“ so sagt sie bei solchen Gelegenheiten. Und die Folge ist, daß wir tagaus, tagein, wenn meine Bureaustunden zu Ende sind, ebenso Sonn- und Feiertags, zu dreien, um die Promenade wandeln, in langsamem Schritt, denn — Du weißt, Mama kann das schnelle Gehen nicht vertragen. Und ich sehne mich danach, mit meinem Fritschen allein durch Wald und Flur zu streifen, unbeobachtet von einem spazierenden Publikum. Da kommt' ich, wenn mich die Lust ankam, mein Frauchen einmal umarmen, ihr einen Kuß stehlen, ein Lied mit ihr singen — ach, und das war so schön! Vorbei, vorbei! Der guten Mama kund und zu wissen thun, wie störend uns ihre Begleitung ist, das würde ich schon auf mich nehmen, wenn Fritschen nicht wäre. Aber das gute Kind bittet mich immer wieder flehentlich, es zu unterlassen. Ach, und die Abende, als wir noch allein waren! Ich las ihr vor, und sie häkelte oder strickte dabei — es war so gemüthlich bei uns. Jetzt, — o Du liebe Güte! Mama kann nicht vorlesen hören, aber sie spielt leidenschaftlich gern Dame und Mühle. Fritschen muß als fleißige Hausfrau „handarbeiten“, aber der liebe Hans, der hat sonst nichts zu thun, der spielt gewiß gern ein paar Partien. Jawohl, natürlich, sehr gern. Und dabei habe ich schon als halberwachsender Junge einen Abscheu vor den albernen Spielen gehabt! So stehen also die Sachen. Uebrigens hat mich Mama gestern mit einem Halstuch erfreut, eigene Arbeit, einem Monstrum, welches sie mir nun wahrscheinlich jedesmal, wenn ich eine Gerichts- fuhre habe, eigenhändig umknuten wird.

Na ja, im Wagen kann ich's ja abthun, aber man genirt sich schon beim Einsteigen mit einem so vorfintstlichen Dings. Und bisweilen fahren Mama und Fritschen auch mit, natürlich im geschlossenen Wagen, dann muß ich den Würger dran lassen, sonst wundert sie sich wieder ohne Ende.

Ja, siehst Du, lieber Freund, sei vorsichtig in der Wahl Deiner Gattin, und sieh zu, ob ihre Mutter nicht zu gut ist.

Ich muß schließen, das Aussprechen hat mir wohl gethan. Laß' gelegentlich mal wieder etwas von Dir hören, alter Freund. In Freundschaft

Dein Hans.

W., d. 15. 5. 00.

Mein lieber Werner! Lange, lange habe ich Dir nicht geschrieben, aber nunmehr sollst Du es erfahren, das Glück meiner Ehe ist wieder ungetrübt! Mein — doch halt, der Reihe nach. Nach meinem letzten Brief blieb alles beim Alten und es hätte keinen Zweck gehabt, Dir zu schreiben. Ich mochte Dir nicht immer dasselbe Lied singen. Daß mir Mama zu Weihnachten eine wollene Decke — 4 Centimeter im Durchmesser, 2 Meter lang, 1,50 Meter breit, gehäkelt hat, diesen Schlag wollte ich Dir nicht extra mittheilen. Die Decke, nun, die hätte ja sein mögen, aber daß sie jedesmal, wenn ich mich an meinen Schreibtisch gesetzt hatte oder auf der Chaiselongue lag, in mein Zimmer kam — Mama nämlich — und mir das mindestens fünf Kilo wiegende Opus über die Kniee breitete mit den freundlich-straftenden Worten: „Hat er's richtig wieder ver- gessen, der zerstreute Mann, daß er eine warme Decke hat“ — das war entsetzlich! Und immer lugte hinter ihr Fritschen und sah mich flehentlich an, und dieser flehende Blick hieß: „Sag' bitte nichts, tränke die gute Mama nicht.“

So ließ ich's über mich ergehen, aber wahrhaftig, blaue Flecke hat mir die Decke auf die Kniee gedrückt.

Ich hatte mir eine gewünscht, jawohl, so 'ne leichte italienische aus stoffiger Seide, in lebhaften schönen Farben, und ich hatte ge- hofft, Fritschen würde mir eine solche schenken. Aber sie wollte der guten Mama die Freude nicht verderben, die mir die hübsche Arbeit machte. Vils und grün karriert ist diese nun, zwei Farben, die ich zusammen nicht ausstehen kann. Aber ich komme ganz ab von meiner Erzählung. Weißt Du, von überstandenen Schmerzen und Leiden spricht man gern. Ich habe sie ja nicht mehr, die entsetzliche Decke, nein — ja so, wir sind noch nicht so weit. Also, der Zustand in meinem „gemüthlichen Heim“ begann mir immer unerträglicher zu werden. Fritschen hatte häufig verweinte Augen, und ach, wenn Du wüßtest, wie reizend, wie lieb, wie einzig Fritschen ist, bis auf den einen Fehler — die Rücksicht auf Mama — so würdest Du verstehen, was das für mich bedeutet.

Es war mir aber nicht möglich, meine schlechte Laune besser zu verstecken. Die Mama zerbrach sich den Kopf, was mir wohl fehlen möchte und versuchte mich mit allen Sorten Thees zu kuriren. Täglich zur bestimmten Stunde brachte sie mir ein anderes Höllen- getränk, welches ich am liebsten zum Fenster hinausgegossen hätte. Aber sie blieb dabei stehen, bis der letzte Tropfen getrunken war. Dem Thee zu Ehren schaffte ich mir einen Gummibaum an, und wenn ich etwas getrunken hatte, drehte ich mich gegen das Fenster, besah scheinbar die Pflanze und goß dabei einen Theil des Gebräus auf den Topf. Das konnte ich so unbemerkt bewerkstelligen. Aber der Gummibaum vertrug das Getränk noch schlechter als ich — er ging ein. Na, das nebenbei. Wie ich mich danach sehnte, 'mal einen richtigen Wandel zu machen, wie ich ein lustreinigendes Ge- witter herbeisehnte — ha, es wäre mir eine Lust gewesen! Aber es giebt so zarte Pflänzchen, die kein Gewitter vertragen, und mein Fritschen ist ein solches Pflänzchen, und ich hatt' mir einst ge- lobt, das süße Geschöpf vor allen Stürmen zu bewahren, soweit es in meiner Macht steht. Also muß' ich weiter dulden. Um den Thee nicht länger schlucken zu müssen, schaff' ich mir wieder bessere Laune an, äußerlich, denn in mir sah's schwarz aus, schwarz, schwarz! Und da gerade, als ich, äußerlich heiter, mich innerlich mit den ver- zweifeltsten Gedanken trug — es war einige Wochen nach Weih- nachten — da nahte die Hülfe.

Ein Brief meines Vaters langte an. Du weißt, er lebte seit dem Tode meiner Mutter recht einsam mit einer alten Magd. Ich besuchte ihn ab und zu, aber er war noch nie bei uns gewesen, er scheute das Hin- und Herreisen, wie er überhaupt ein Gewohnheits- mensch ist. Der Brief nun meldete, daß die alte Magd Karline, trotz ihrer 54 Jahre, in den Stand der heiligen Ehe zu treten ge- denkt. Vater schrieb ganz empört und so unglücklich zugleich. Es sei ihm ganz unmöglich, sich an eine neue Person zu gewöhnen, ich solle ihm rathen, was zu thun sei. Er habe die ganze Haushalt- geschichte satt, am liebsten kaufte er sich in ein Stift ein. Wahrlich, ein alter Armenhäusler habe es besser als er; für einen solchen werde doch gesorgt, und so weiter. Unter uns gesagt, mein guter Papa übertreibt gern ein bißchen. Aber diesmal paßte mir die Ueber- treibung, denn sogleich bei der Lektüre dieses Schreibens schoß mir ein Gedanke durch den Kopf: das ist die Hülfe, Du brauchst kein künstliches Gewitter, keinen Sturm. Nur ein einfaches Naturgesetz rief ich mir in Erinnerung, das nämlich von den entgegengesetzten Polen, die sich gegenseitig anziehen. Und darauf bau' ich meinen Plan. Der Vater des Mannes, die Mutter der Frau — wenn das keine entgegengesetzten Pole sind, so giebt's überhaupt keine. Sie müssen entschieden, einander näher gebracht, sich anziehen. Mein Gedanke wurde zur That. Fritschen mit ihrem mitleidigen Herzchen war sofort bereit, auch meinen Vater in unsere Häuslichkeit aufzu- nehmen, da unsere Wohnung immer noch Raum bietet. Nur ein Punkt schien ihr bedenklich, nämlich ob die Anwesenheit des alten Herrn „Mama nicht stören würde“. Na, weißt Du, da wurd' ich aber energisch und erinnerte sie ganz zart an das bekannte Sprüch- wort: Was dem einen recht, ist dem andern billig. — Mein lieber

Papa war sofort mit der Ueberfiedelung einverstanden. Und selten ist ein Plan glanzvoller zur Ausführung gekommen. Seit einem Vierteljahr wohnt mein Vater nun schon bei uns, und ich bin so zufrieden wie in der ersten Zeit meiner Ehe. Ich hatte meine Schwiegermutter richtig beurtheilt. In ihrer großen Güte nahm sie vom ersten Tag an die denkbarste Rücksicht auf den alten Herrn gegen den sie sich, beiläufig bemerkt, ganz jugendlich vorkommt. Mein Vater kann nur noch ganz kleine Spaziergänge machen und es geht sehr langsam vorwärts — gegen ihn führt die Mama einen bestügeltsten Schritt. Er ist sonst gesund und frisch, aber die Beine wollen nicht mehr so recht. Als wir nun am ersten Tag, nachdem er sich häuslich bei uns eingerichtet, unsere gewohnte Promenade antreten wollten, erklärte Mama, man könne doch den alten Herrn nicht allein lassen, und so blieb sie zu Hause, als sei dies ganz selbstverständlich. Später, als wir zurückkamen, schlug sie „Papachen“ vor, einen ganz, ganz kurzen Spaziergang mit ihr zu machen, und mit welcher Wonne ich die beiden nun abziehen sah, wirst Du mir nachfühlen, alter Werner. Abends erschien Mama wie gewöhnlich mit dem entsetzlichen Damenbrett, ich wollte eben mit einem stillen Seufzer die Zeitung weglegen, da hob sie entschuldigend an: „Du bist nicht böse, Hans, wenn ich mit Deinem Papa spiele — der alte Herr hat sonst keine Unterhaltung.“ Nein, ich war nicht böse, keineswegs. Ich beschloß, meinem Fritzchen 'mal wieder aus meinem Lieblingschriftsteller vorzulesen, holte einen Band Fritz Reuter herbei und natürlich mußten wir uns zu diesem behuf in ein anderes Zimmer setzen. Am folgenden Abend schlug Mama vor, wir sollten, um uns gegenseitig nicht zu stören, gleich nach dem Essen eine Theilung einführen. Sie lud Papa ein, den Abend auf ihrem Zimmer zu verbringen, und ich blieb mit meiner Frau in der Wohnstube. Und so ist's geblieben. Mama geht ganz auf in der Fürsorge für Papa. Die beiden Mädchen ergehen sich zusammen in Erinnerungen an frühere Zeiten und klagen über die heutige verderbte Welt, in der junge Männer seidene Strümpfe tragen. Apropos Strümpfe. Den! Dir, Mama hat mir sämtliche dicke Socken wieder abgeklopft für den alten Herrn, da ich ja doch keinen Werth darauf legte! Und gestern, welche Wonne, gestern, es war ein sehr kalter stürmischer Tag, so ein rechter deutscher Waidtag, da erschien sie sehr verlegen in meinem Zimmer und bat schüchtern: „Ach, Hans, ich glaube, die Decke, die ich Dir gearbeitet, ist Dir immer ein wenig zu schwer gewesen. Dein lieber Papa hat heute kalte Füße; bist Du mir nicht böse, wenn ich Dich bitte, ihm die Decke abzutreten? Ich habe schon mit Fritzchen gesprochen und — unter uns gesagt — es schien mir, als möchte sie Dir gern zum Geburtstag eine leichtere schenken.“ Ich war großmüthig wie stets und gab die Lila und grün Karrierte her.

Ach, Werner, was für ein glückseliger Mann ich nun bin! An jedem schönen Tag schweife ich mit meinem lieben Weibchen hinaus in's Freie, und wir rudern zusammen, und wir fahren einmal über Land dazwischen und sind selig, wie in den Fliederwochen. Und dabei haben wir das beruhigende Gefühl, unsere beiden Mädchen so gut versorgt zu wissen. Mein Papa schmunzelt immer vor Vergnügen und meint, so gut habe er's in vielen Jahren nicht gehabt und die liebe Mama hat stets Verwendung für ihre große Herzengüte. Es ist einfach großartig schön! Hör', alter Werner, der Sommer ist nahe. Hast Du nichts anderes vor, so besuche uns und überzeuge Dich, wie ein glücklicher Ehemann aussieht. Ein solcher ist ohne jedes „aber“.

Dein getreuer
Hans.

(Nachdruck verboten.)

Räthselcke.

Bilderräthsel.

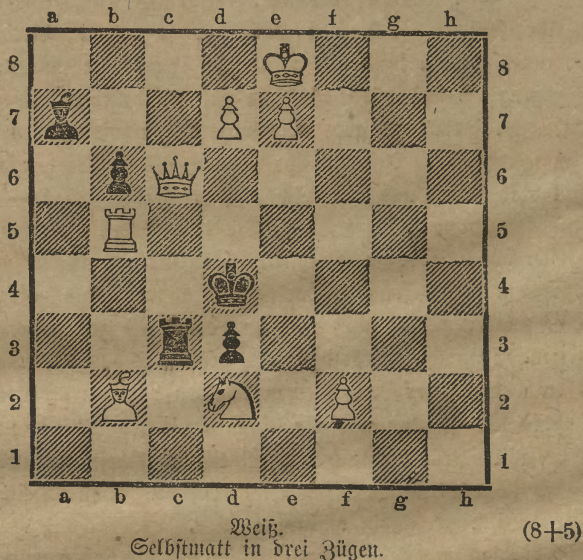


Delphischer Spruch.

Nimm der Arzt mich zur Hand, so wird er sorglich mich führen.
Anderst ein Zeichen Du um, laß' ich in strahlender Pracht.

Schachaufgabe.

Von E. Hasselbusch in Berlin.



Auflösung des Bilderräthfels.

Es fällt kein Meister vom Himmel.

Auflösung der Geheimschrift.

Ueber ein kleines, o zürnender Freund,
Scheidet der Tod, die noch heute vereint.
Gieb mir die Hand, eh' der Abend vergeht,
Ueber ein kleines — so ist es zu spät. Gerol.

Auflösung des Buchstabenräthfels.

Hammer — Hummer.

Auflösung des Anagramms.

Wachtel — Ahtel.

Auflösung des Tauschräthfels.

Wogen, Zeile, Eier, Nadel, Brust, Meise, Wind, Brut, Gas, Ohr, Kind,
Rechen, Hand, Wind, List, Birne.
Wie Du mir, so ich Dir.

Auflösung der Skatenaufgabe.

Kartenvertheilung.

B. a9, 8; cA, 10, K; dA, K, D, 9, 8.

M. a, b, c, dB, aA, 10, K; bK, D, 7.

H. aD, 7; bA, 10, 9, 8; c8, 7; d10, 7.

Skat: cD, 9.

Spiel:

1. B. dK, aK, d7. Nun zieht M Trumpf, bis er selbst b bringt.

6. M. bD, bA, dA (-25).

7. H. d10, dD, aA.

8. M. b7, b9, cA (-11).

9. H. b10, c10, bK (-24).

Damit haben die Gegner 60 er-
reicht.

Richtige Lösungen gingen ein von: Oswald Schmidt, R. u. B. Zacharias, Fritz Schattschneider, R. Stengel, Hallmann, Frieda und Arthur Bock, Schneider, Otto Zuk, Bromberg. Arthur, Gertrud und Georg Cohn, Zwin. May und Julius Fock, Zempelburg. Franz Koffin, Bromberg.